

Zeitschrift: Topiaria helvetica : Jahrbuch
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Gartenkultur
Band: - (2019)

Artikel: Gute Pflanzen, böse Pflanzen
Autor: Wullschleger, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gute Pflanzen, böse Pflanzen

PETER WULLSCHLEGER

Pflanzen anderer Weltgegenden, die seit der Entdeckung Amerikas bei uns heimisch geworden sind, nennt man Neophyten. Lange Zeit galten sie uns als willkommene Ergänzung des Speisezettels, als Schmuck der Gärten, als Medizinkammer oder einfach als gutes Bauholz. Sie kamen als Samen und Jungpflanzen zu uns und wurden gehegt und gepflegt. Inzwischen hat sich der Wind gedreht. Denn neben den «guten» Neophyten – so erklären uns gebetsmühlenhaft grüne Heimatretter – gibt es auch schwarze Schafe, welche die feindliche Übernahme unserer Heimat planen. Sie nehmen einen Platz ein, der ihnen nicht zukommt. Sie sind gefährlich, ungesund und schädlich, ihre Bekämpfung höchste Bürgerpflicht.

Es mag gute Gründe für die Skepsis gegenüber gewissen eingewanderten Pflanzen geben. Doch das Wort «eingewandert» irritiert. Gerade Biologinnen und Biologen sollten wissen, dass es eigentlich keine andern als eingewanderte Arten gibt. Man mag schon gar nicht erst nach einer sinnvollen Unterscheidung, geschweige denn einer Definition des Unterschiedes zwischen «einheimischen» Arten und Neophyten suchen, zu sehr hallt der politische Populismus in den Ohren.

Gründe zeigen Abgründe

Das Argumentarium gegen invasive Neophyten ist angst einföllsend, scheint indessen objektiv und wissenschaftlich

fundiert zu sein. Auf dem Spiel steht nicht weniger als das Überleben weiter Teile der aktuellen Flora auf Schweizer Staatsgebiet und die Gesundheit der Bevölkerung. Um die bedrohten Kinder zu warnen, wird sogar Globi aufgeboten, der erklärt, was alles Schlimmes geschehen kann, wenn Pflanzen auf Weltreise gehen. Über Generationen galt Natur als Inbegriff dynamischer Prozesse. All unsere Pflanzen sind letztlich seit der Eiszeit zu uns eingewandert, haben sich neu positioniert, sich niedergelassen oder sind weitergezogen. Die seit jeher stattfindende Veränderung der hiesigen Pflanzenwelt wird heute aber offensichtlich als Bedrohung wahrgenommen. Damit reiht sich die Diskussion nicht in diejenige über objektive Gefährdungen wie Lawinen oder Felsstürze ein, sondern gehört zu denjenigen, die sich um die Sorge hinsichtlich identitätsstiftender Bilder, Bräuche und Werte dreht. Das ist a priori nicht verwerflich. Aber den Diskurs über Neophyten hier zu verorten, wäre irgendwie – ehrlicher.

Auf Trittbrettern

Der gesellschaftliche Diskurs über die Migration von Menschen reicht von offener Fremdenfeindlichkeit bis zu vorbehaltloser Gastfreundschaft. Parallel dazu lässt sich beobachten, dass in der fachlichen Debatte über neue Pflanzen- und Tierarten in letzter Zeit ein ähnlich martialisches Vokabular verwendet wird wie in der

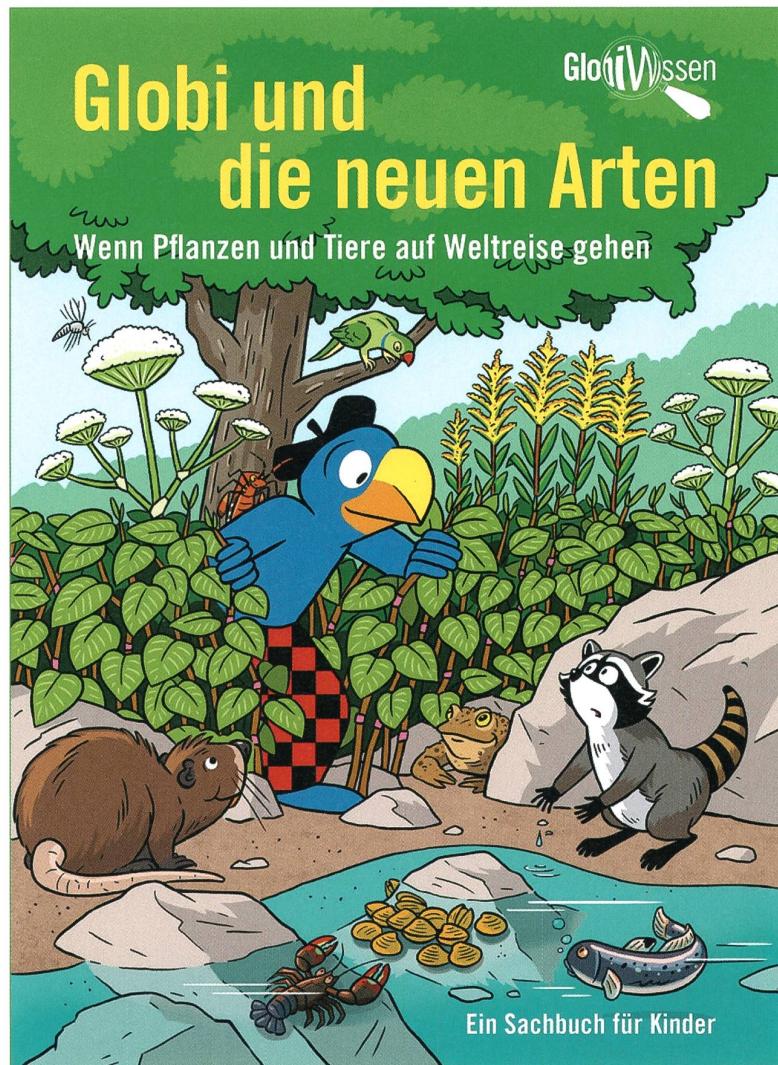


Abb. 1: *Globi und die neuen Arten*, 2018.

politischen Agitation: Eroberung, Verdrängung, Kampf. Pauschalisierungen soweit das Auge reicht. Mögen Biologen ursprünglich sachlich und wissenschaftlich fundiert auf ein Phänomen hingewiesen haben, angekommen ist die Botschaft ziemlich undifferenziert. Irgendwie wird man den Verdacht der Instrumentalisierung einfach nicht los. Die Buddleja mag als Beispiel gelten: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus China eingeführt, war der Schmetterlingsflieder hundert Jahre lang eine beliebte Gartenpflanze. 1928 wurde er das erste Mal in Deutschland auf

einer Kiesbank im Rhein entdeckt. Achtzig Jahre blieb er unbekämpft. Bienen und Falter labten sich an seinen schmucken lilafarbenen Blüten. In den Naturgärten der 1980er-Jahre galt die Buddleja als unverzichtbar. Doch 2018 untermauert Naturstein-Hunkeler sein Engagement für die Natur mit der Rodung des Sommerfieders auf seinem Firmenareal. Was im letzten Jahrzehnt passiert ist, scheint in soziokultureller Hinsicht wesentlich interessanter zu sein als in ökologischer.

Klärung tut not

Am Pranger stehen sogenannte gebietsfremde, invasive Pflanzen, wobei «gebietsfremd» in der Freisetzung verordnung des Bundes bedeutet, dass die Arten von ausserhalb des europäischen Raums stammen. Invasiv werden sie außerdem genannt, wenn sie ökologische, soziale und ökonomische Schäden verursachen.

Mögen – nach dieser Definition – gebietsheimische Pflanzen auch noch so grosse Schäden verursachen oder Gefährdungen darstellen, für sie gilt offenbar eine Generalamnestie. Das freut einerseits die Freunde der Wild-Halluzinogene, Schweiz Tourismus und den gemeinen Naturfreund. Bestünde nämlich auch für Pappeln, Beifuss oder Eisenhut eine Meldepflicht, wäre jede Wanderung bereits nach wenigen Metern zu Ende. Passionierte Gärtnerinnen können aufatmen, sofern sie nicht an einer Birkenpollenallergie leiden: Engelstrompete, Seidelbast und andere dekorative Sträucher müssen nicht ausgerissen werden. Kinder können die verführerischen roten Beeren der Eibe weiterhin geniessen – sofern sie die Kerne ausspucken. Das stört andererseits jedoch den ökologisch nicht informierten Ästheten. Wäre «invasive Pseudoneophyten» einfach der Überbegriff für Pflanzen, die irgendwie nerven, käme für manch einen z.B. das Wald-Weidenröschen ganz oben auf der schwarzen Liste zu stehen.

Den Tätern auf der Spur

Die Hüter der biologischen Sicherheit wurden lange nicht müde, der Zunft der Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten Ignoranz, Fahrlässigkeit, Gleichgültigkeit, ja aktiven Widerstand in Bezug auf die drohende Gefahr vorzuwerfen. Mit ihrem Tun bzw. Lassen setzen sie angeblich ihre Kunden und Auftraggeber, ja die gesamte Bevölkerung in verantwortungsloser Weise den Heimsuchungen globaler Pflanzenmigration aus. Sie weigern sich zum Aktivdienst einzurücken und ihre professionelle Pflicht für Volk und Vaterland zu erfüllen. Besonders renitent sind die Gartenhistorikerinnen und Gartenhistoriker. Ihr Argument, Sommerflieder, Essig-

baum, Paulownie oder Robinie gehörten zum Kulturgut, tönt in manchen Ohren wie Landesverrat.

Gift ist eine Mengenfrage

Unter den mehreren Hundert Pflanzenarten, welche sich seit der Entdeckung Amerikas in der Schweiz niedergelassen haben, oder den noch wesentlich zahlreicheren, von Menschenhand importierten Gehölzen, Stauden und Einjährigen gibt es ein paar mehr oder weniger giftige. Es ist sicher nicht verkehrt, über allfällige Gefahren, die von gewissen Pflanzenarten ausgehen, zu informieren. Aber es scheint fast so, als ob der Migrationshintergrund Gifte und Allergene potenziert, ja geradezu hervorruft. Es ist über 40 Jahre her, als mich ein Freund im Garten seiner Eltern darauf hinwies, dass ich den eindrücklichen und nicht unhäbschen Riesenbärenklau besser nicht anfassen solle. Ich hab's also gelassen, und damit hatte es sich. Das war nichts anderes als die noch frühere elterliche Warnung vor der Brennnessel.

Im Zeitraum von 1997 bis 2015 erhielt Tox Info Suisse bezüglich Riesenbärenklau 33 ärztliche Rückmeldungen mit 16 leichten, 14 mittelschweren und 2 schweren Krankheitsverläufen. Sprich: In 19 Jahren haben gerade mal zwei Personen wohl Narben davongetragen. Lerne: Es braucht unter Umständen wenig, um vogelfrei zu werden. Übrigens können auch Wiesenbärenklau oder Wiesen-Kerbelpel bei Berührung auf der Haut phototoxische Reaktionen hervorrufen. Ausserdem: Schottische Hochlandrinder lieben den Riesenbärenklau. Und gegen unliebsame Nebenbuhler und Schwiegermütter verspricht ein leckerer Herbstzeitlosen-Salat zuverlässigere Ergebnisse.

Bestände ohne Bestand

Luzern: Eine Stadt kämpft gegen eine Pflanze. «Der Kirschlorbeer bildet dichte Bestände und verdrängt mit seinem dichten Blätterwerk jeglichen Unterwuchs und behindert die natürliche Verjüngung im Wald.» – Warum zur Abschätzung realer Risiken nicht mal in den Nordiran

**Exotische Pflanzen im
Garten – Was tun?**

*Verzichten Sie der Natur zuliebe
auf exotische Problem pflanzen,
es gibt genügend attraktive
Alternativen!*

 **Baudirektion**
Kanton Zürich

Abb. 2: Infobroschüren der Baudirektion des Kantons Zürich, 2013 und 2018.

Invasive Neozoen

Invasive Neozoen
Neue Tierarten erobern die Schweiz

 **Kanton Zürich**
Baudirektion

Februar 2018

reisen und sich dort die autochthonen Bestände als Unterwuchs von Buchenwäldern anschauen? In der Türkei werden verschiedene Sorten von Kirschlorbeer kultiviert und dessen Früchte frisch und getrocknet verzehrt oder zu Marmelade und Gelée verarbeitet. Das Öl der Lorbeer-kirsche wirkt entkrampfend, und in der Homöopathie wird die Pflanze für Mittel gegen Husten, Heiserkeit und Herzschwäche verwendet. Neue Märkte! Aber nein: Luzern bläst zur Ausrottung des Kirschlorbeers, und dies nicht etwa nur in den Wäldern, sondern auch gleich im Siedlungsraum, in den Gärten und Parks.

Verdrängung ist Ansichtssache

Wenn an einem Standort heute Pflanze A und morgen Pflanze B wächst, dann kann dies aus der Warte von Pflanze A natürlich als Verdrängung bezeichnet werden. Vielleicht ist sie aber auch aus freien Stücken gewichen; hat schon lange auf eine Art gewartet, die ihren Platz einnimmt (das Phänomen ist auch als Verbandsvorstands-Paradoxon bekannt); hat einen geeigneteren Platz gefunden und dort eine andere Art verdrängt. Pflanze B musste vielleicht ihren angestammten Lebensraum ebenfalls verlassen oder besiedelt neue Flächen. Die Natur wird's richten – lernt man schon in der ersten Ökologiestunde am Beispiel der St.-Matthews-Insel, deren von Menschen eingeführte Rentier-Population sich nicht halten konnte. Was wohl die Buche im Mittelland vor Urzeiten alles verdrängt hat?

Taugenichtse

Neophyten werden ausschliesslich mit negativen Attributen beschrieben. Positive Eigenschaften – ausser kulinarische – werden konsequent ausgeblendet. Was ist, ist gut; was kommt, ist schlecht. «Verdrängung» lässt keinen Raum für eine qualitative Diskussion. Man könnte ja auch eine kulturbasierte Debatte führen. Begriffe wie «Gartenkultur» oder «Kulturpflanzen» wurden bis vor wenigen Jahren noch breit geteilt und waren ausschliesslich positiv

konnotiert. Das ist Geschichte. Neu gilt: Zierpflanzen aus der Gärtnerei sind nicht Schmuck und Zierde, die das Auge erfreuen, Räume akzentuieren und Blicke führen, das Erlebnis steigern und den Alltag bereichern. Sie nehmen der einheimischen Flora den so dringend benötigten Lebensraum weg. Ende der Diskussion!

Heimat ist ein Gefühl

Das Fremde bezeichnet etwas, das als abweichend von Vertrautem wahrgenommen wird. Der Begriff und seine Verwendung bedingen ein georeferenziertes Subjekt, welches (vermeintlich) Bekanntes von (vermeintlich) Andersartigem oder weit Entferntem unterscheidet. Um doch noch Wikipedia zu bemühen: «Das Gefühl der Fremdheit entsteht durch den Ethnozentrismus, über den sich jede Ethnie definiert und von anderen Gruppen abgrenzt.» Als ob es noch eines Beweises bedurfte hätte, dass wir das Feld der Ökologie als beschreibende Wissenschaft längst verlassen haben. Ich suche Halt. Bei der Ethnobotanik vielleicht. Könnte etymologisch passen, aber Pech gehabt. Die Disziplin hat sich auf den mit Teflon beschichteten Umgang indiger Völker mit ihrer natürlichen Umwelt zurückgezogen.

Vorauseilen und Nachsagen

Biodiversität und Pflanzenmigration werden gegeneinander ausgespielt. Die Freisetzungsvorordnung des Bundes listet gerade mal elf verbotene Pflanzenarten auf. Von ihnen geht offenbar eine echte Gefahr aus. In der Verordnung sind keine weiteren Arten genannt und es gibt keine andere gesetzliche Grundlage für die Bekämpfung der Neophyten. Alles andere sind Einschätzungen und Verlautbarungen von Interessengruppen. Die schwarze Liste von Info Flora nennt neben den elf in der Freisetzungsvorordnung aufgeführten Pflanzenarten 29 weitere Arten und zusätzliche 16 stehen auf der Watch List. All diese Pflanzen sind geächtet und mit ihnen, der sie duldet oder sich gar für sie stark macht.

Aus Empfehlungen Einzelner wird reflexartig und auf allen staatlichen Ebenen administrativer Imperativ. So findet sich zur gemäss Info Flora zu beobachtenden Schneebeere, deren einziges Vergehen es ist, dass sie ab und zu unter einem Gartenzaun hindurch wurzelt, auf der Homepage der Umweltberatung Luzern, die im Auftrag von Stadt und Kanton Luzern agiert, Folgendes: «Neuanpflanzung vermeiden; Pflanzen mit Wurzeln entfernen und durch einheimische Arten ersetzen; abgeschnittene Früchte und Wurzelteile im Kehricht entsorgen!» – Das ist dann kaum mehr als unverbindliche Handlungsempfehlung zu verstehen.

Undank ist der Welten Lohn

Die Jäger und Sammler in den gemässigten Klimazonen Europas mussten sich zu Beginn des Neolithikums etwas einfallen lassen, um die Familie satt zu bekommen. Der Anbau von Kulturpflanzen machte die Versorgungslage steuerbarer und ermöglichte Vorratshaltung. Aber erst die Entdeckung Amerikas und anderer Weltgegenden führte in unseren Breitengraden zu einem Quantensprung. Neophyten machten nicht nur die Gärten bunter, sie füllten auch die Mägen. Gute Neophyten werden deshalb als Kulturpflanzen geadelt, aber nur, wenn sie brav in ihren Äckern, Gärten und Beeten bleiben. Die Kartoffel zum Beispiel verhält sich vorbildlich. Wir sollten froh sein um die Neophyten, denn sie sind eine wichtige Basis unseres Wohlstands. Wenn sich einige von ihnen nun erfrechen, sich in die hierzulande wild wachsende Flora integrieren zu wollen, so sollten wir Toleranz an den Tag legen. Integration ist anderswo gewünscht und gefordert. Dass sich durch Neophyten das Ökosystem verändert, taugt sogar als Allegorie für das menschliche Zusammenleben.

Kreise schliessen sich

Die Lage scheint sich etwas zu beruhigen. Wer Neophyten auch als Chance betrachtet, hat inzwischen gute Chancen, der Steinigung zu entgehen. Das Fernsehen berichtet

über den sachlichen Umgang mit neuen Pflanzenarten im Tessin, Onlinemedien titeln geografisch unvoreingenommen «Giftpflanzen breiten sich stark aus» und die Forstwirtschaft veranstaltet Seminare mit Fragestellungen wie «Müssen wir einen Umgang mit den neuen Baumarten finden?». Das lässt doch hoffen.

Doch weiteres politisches Ungemach droht: Die Union Démocratique des Epicéa (UDE) reichte kürzlich beim Gemeinderat von La Chaux-de-Fonds einen Vorstoss zum Schutz der einheimischen Flora ein. Sie will damit der zunehmenden Verdrängung der alteingesessenen Fichten durch die sich rasant ausbreitenden Buchen Einhalt gebieten. Freisetzungsvorbot, Melde- und Rodungspflicht, das ganze Programm. Es wird den Buchen im Mittelland zu heiss, der Klimawandel vertreibt sie, gewiss. Aber letztlich zieht es sie einfach dorthin, wo sie sich bessere Entwicklungschancen ausrechnen. Im Grunde genommen sind sie also – es gilt den Tatsachen ins Auge zu schauen – Wirtschaftsflüchtlinge.

Abb. 1: © Globi Verlag / Orell Füssli Verlag

Abb. 2: Baudirektion Kanton Zürich

Résumé

Le sujet des plantes invasives fait bondir et suscite de vives discussions. Les biologistes ne se lassent pas de nous avertir des dangers qui en découlent et en appellent à la responsabilité des acteurs dont la branche verte fait partie. Y inclus sont les architectes-paysagistes auxquels un manque de conscience et de sensibilité par rapport à cette problématique est souvent reproché. En cherchant des raisons possibles on rencontre les uns qui se dérangent par la proximité linguistique au discours xénophobe, d'autres qui doutent de l'évaluation du danger et ceux qui font appel aux valeurs culturelles et historiques.